

Analyse

Noah Veraguth Der Sänger hat mit seiner Band Pegasus die Schweizer Olympia-Hymne «Skyline» geschrieben. *Von Philippe Amrein*

Gold in der Kehle

Zuerst waren sie bloss ein seltsames Phantom. Im Dokumentarfilm «Hope Music» lernte man 2007 die vier jungen Musiker der Bieler Band Pegasus kennen und begleitete sie auf dem beschwerlichen Weg zu ihrem Debütalbum, das schliesslich unter dem Titel «A Place to Be» auch tatsächlich erschien.

Als Zuschauer wusste man nicht so recht, ob es sich hierbei um eine von leiser Naivität geprägte Dokumentation oder um eine grandios gemachte «Spinal Tap»-Nachahmung handelte. Letzteres schien der Fall zu sein, denn zu skurril muteten einzelne Szenen an. So sprangen beispielsweise immer wieder Manager ab, unter fadenscheinigsten Begründungen. Oder dann sah man die Band, wie sie ihr spärliches Equipment in einem Einkaufswägelchen von Lokalradio zu Lokalradio karrte, um ihre Musik an den Hörer zu bringen. Und



natürlich durfte nebenbei auch noch Chris von Rohr fachmännisch seinen Senf dazu abgeben.

Die Verblüffung legte sich allerdings ziemlich schnell, als Pegasus von Erfolg zu Erfolg eilten. Sie heimsten Preise ein, veröffentlichten das zweite Album «Heroes & Champions» und spielten als Vorgruppe von Joe Cocker und Coldplay in grossen Arenen. Für das im letzten Jahr veröffentlichte Werk «Human Technology» wurde die Band dann sogar mit einer Goldenen Schallplatte ausgezeichnet. Und nun haben sie mit «Skyline» den offiziellen Olympia-Song für das Schweizer Fernsehen geschrieben - eine Hymne mit Signetwirkung, die sämtliche TV-Übertragungen in die hiesigen Wohnzimmer akustisch begleiten wird.

Als Gesicht und Sänger von Pegasus ist Noah Veraguth mittlerweile eine nationale Berühmtheit. Spätestens

seit seiner Teilnahme bei der Fussball-Soap «Der Match» (2008) im Promi-Kader von Gilbert Gress kennt man den inzwischen 25-Jährigen. Seine musikalische Geschichte reicht freilich viel weiter zurück.

Man schrieb das Olympiajahr 1996, als Veraguth zusammen mit Gitarrist Simon Spahr die Band gründete. Mit ersten Konzerten im Quartier machten die Buben in Biel auf sich aufmerksam und verfolgten ihren Jugendtraum seither weiter - mit allen Konsequenzen. So hat Noah Veraguth beispielsweise seine Lehre im Reisebüro der SBB abgebrochen, um sich hauptberuflich auf die Musik zu konzentrieren.

Dass er kein Kind von Halbherzigkeit ist, bewies er bereits mit 15 Jahren, als er sich auf die Spuren seines Vorbilds Che Guevara machte und dessen legendäre Motorradreise durch Südamerika imitierte, indem er -

Zigarre rauchend - mit dem Velosolex um den Bielersee knatterte.

Der Sohn eines Schweizer und einer Brasilianerin wollte ursprünglich Swissair-Pilot werden, und diese Faszination für das Herumkurven im Himmel drückt sich auch in der Olympia-Hymne «Skyline» aus. Darin beschwört Veraguth die Flucht aus dem Betonschlingel und das Abheben in höhere Sphären. Was wiederum zum hochtrabenden Namen seiner Band passt, den die Musiker angeblich deshalb auswählten, da er sich in verschiedenen Sprachen problemlos aussprechen lässt.

Das Lied selbst ist clever konstruiert, elektronisch intoniert und mit eingängigen «Oh, oh, oh»-Passagen versehen. Ganz im Geiste des olympischen Gedankens - denn Mitsingen ist wichtiger als Gewinnen.

Eurokrise Deutschland versagt, weil es moralisch statt ökonomisch denkt. *Von David Nauer*

Predigten und Geranien

Am Anfang steht die schwäbische Hausfrau: sparsam und tugendhaft, vernünftig und fleissig. Die schwäbische Hausfrau gibt nicht mehr Geld aus, als der Familienvater verdient. Angela Merkel hat diese Figur aus dem Fundus der deutschen Folklore schon 2008 zum Leitmotiv ihrer Wirtschafts- und Finanzpolitik gemacht - noch bevor die Eurokrise richtig ausbrach.

Inzwischen erweist sich das als fatal: Erstens, weil das Konzept weder ökonomisch noch politisch taugt, zweitens, weil es einen moralischen Impetus in sich trägt, der Deutschland im Ausland unbeliebt macht und im Inland blockiert.

Wer die Eurokrise mit dem provinziellen Küchenfensterblick einer schwäbischen Hausfrau sieht, der erhebt finanzielle Gesundheit zu einer Frage des Charakters. Auf der einen Seite die liederlichen Familien aus dem Südtal des europäischen Dorfes, wo im Garten das Unkraut blüht und sich im Hinterhof der Müll türmt. Auf der anderen Seite die «Mutti» (so auch Merks Übername) aus dem anständigen Berlin-Haushalt, die ihre Wirtschaft zusammenhält, die Geranien auf dem Fenstersims pflegt

Es ist höchste Zeit, dass Deutschland aus seiner schwäbischen Trutzburg herauskommt.

und einmal wöchentlich die Gartenzwerge poliert.

Vielleicht ist es kein Zufall, dass Deutschland diesen Frühling einen protestantischen Pastor zum Bundespräsidenten gewählt hat und dass die Kanzlerin obendrein in einem Pfarrhaus aufgewachsen ist.

Schulden machen schuldig

Im politischen Alltag jedenfalls herrscht eine Sprache wie auf der Kanzel. Nicht nur, dass im Deutschen die Wörter «Schuld» und «Schulden» identisch sind (während zum Beispiel das Englische zwischen «guilt» und «debt» unterscheidet). Auch sonst dominiert biblischer Wortschatz: Griechenland und andere Krisenländer sind Schulden-«Sünder», die für ihre Verfehlungen «büßen» müssen. Verhalten sie sich uneinsichtig, werden ihnen «Strafen» angedroht.

Diese grenzenlose Überzeugung, auf der richtigen, weil moralisch richtigen, Seite der Geschichte zu stehen, nervt nicht nur den Rest Europas. Sie trübt auch in der inländischen Debatte den Blick für die politisch-ökonomische Realität. Dass es Deutschland derzeit wirtschaftlich so gut geht, ist nämlich nicht nur ein Eigenverdienst.

Zusammengefasst: Anfang des vergangenen Jahrzehnts steckte Deutschland in einer Krise. Um der grössten europäischen Volkswirtschaft zu helfen, öffnete die Europäische Zentralbank die Geldschleusen. Die niedrigen Zinsen liessen den deutschen Konjunkturmotor anspringen - führten aber in den peripheren Euroländern zu einer Überhitzung. An deren Folgen leidet jetzt der ganze Kontinent.

Ruinöse Empfehlungen

In Deutschland freilich werden diese Zusammenhänge nicht deutlich gesehen. Stattdessen hat Kanzlerin Merkel den europäischen Partnerstaaten im Süden ein finanzpolitisches Martyrium verschrieben. Ganz so würde es die schwäbische Hausfrau ihrer Nachbarin empfehlen, wenn diese in finanzielle Nöte geriete: Ausgaben runter, Einnahmen hoch.

Nur: Was funktioniert, wenn es darum geht, eine einzelne Familienkasse zu sanieren, führt bei einer Volkswirtschaft in den Ruin. In Griechenland lässt sich das beobachten. Dort ist die Wirtschaftsleistung seit 2008 um 22 Prozent gesunken, das durchschnittliche Haushaltseinkommen sogar um 50 Prozent.

Neben dieser katastrophalen Bilanz muss sich Merkel-Deutschland noch etwas anderes vorwerfen lassen. Vor lauter Selbstgerechtigkeit hat es versäumt, eine politische Vision für Europa zu entwerfen. Im Klein-Klein der Rettungsmaßnahmen ging völlig unter, wohin der gemeinsame Weg überhaupt führen soll. Das Zaudern bei jeder Rettungsmaßnahme hat die Unsicherheit auf den Märkten weiter geschürt.

Wer, bitte schön, soll in New York, Peking oder Moskau noch an Europa glauben, wenn sie es selbst in Berlin nur noch widerwillig tun?

Es ist höchste Zeit, dass Deutschland aus seiner schwäbischen Trutzburg herauskommt, um Europa in der Welt mutig und entschlossen zu verteidigen. Sonst wird der Kontinent nicht genesen.



Mann ohne ruhiges Gewissen: Sepp Blatter, Fifa-Chef. Foto: Andrey Heuler

Fifa Sepp Blatter ist Oberhaupt der weltumspannenden Fussball-Gemeinschaft und Katholik. Irgendwie logisch. *Von Daniel Foppa*

Der Schacher-Sepp

Sepp Blatter gibt gerne den Katholiken. Er singt mit Vorliebe das Kirchenlied «Grosser Gott, wir loben dich», und sein Beichtvater erteilt ihm regelmässig die Absolution. So kann der Fifa-Chef seine Verbundenheit mit einem traditionellen Wertekanon unterstreichen. Mit einem Kanon, den Gebote, Sünden und Vergebung kennzeichnen. Entsprechend locker gehen Blatter Worte wie «Moral und Ethik» über die Lippen.

Bei der Vorstellung der neuen Fifa-Ethikkommission betonte der Walliser letzte Woche, es gehe nun um die «ethische Aufarbeitung» der Schmiergeldaffären. Rechtlich sei alles erledigt, da Bestechung früher nicht strafbar gewesen sei. Andernfalls werde «Moraljustiz» betrieben, sagte Blatter und verschwie, dass die den Fifa-Funktionären vorgeworfene ungetreue Geschäftsführung auch früher nicht straffrei war.

Der Gerichtsbarkeit entzogen

Was auch immer Blatter mit der Wortschöpfung «Moraljustiz» meint - seine Unverfrorenheit in der Verwendung moralischer Begriffe ist gewaltig.

Als ihn der TA 2006 fragte, ob er wisse, für wen die irrtümlich auf einem

Fifa-Konto gelandete Schmiergeldzahlung von einer Million Franken gedacht war, sagte er wörtlich: «Nein.» Seit der Publikation der Zuger ISL-Akte ist jedoch amtlich: Blatter wusste sehr wohl, dass das Geld für seinen Vorgänger João Havelange bestimmt war.

Im Zuge dieser Veröffentlichungen hat Blatter gar erstmals eingeräumt, dass auch ihm Schmiergelder übergeben wurden. Der Fifa-Chef zahlte die 50 000 Dollar zwar zurück, tolerierte das korrupte System jedoch. Was ist davon zu halten, wenn sich jemand zum Moralapostel aufspielt, der nachweislich nicht die Wahrheit sagt, Korruption und schamlose Bereicherung zulässt, Schmiergeldzahlungen «Provisionen» nennt und immer nur das zugibt, was nächstens aufzufliegen droht? Eben.

Blatter ist der falsche Mann, um die Fifa auszumisten. Über Jahre hat er Macht und Millionen geschachert. Er hat eine geradezu vatikanische Parallelgesellschaft errichtet, die der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen scheint - mit ihm als Oberhaupt, das von einem zwielichtigen Konklave gewählt wird. «Der Heilige Vater hat 1,2 Milliarden Mitglieder. Ich, also die

Fifa, habe auch 1,2 Milliarden Mitglieder», gab der Walliser vor ein paar Jahren zum Besten.

Ein Fall für den Beichtvater

Wird nun alles anders? Wohl kaum. Man würde Blatter unterschätzen, wenn man von der Ethikkommission eine lückenlose Aufdeckung der krummen Geschäfte erwartete. Wer sich genauer mit den Befugnissen des Gremiums befasst, sieht sich in seinem Zweifel bestätigt (TA vom Samstag).

Zu stark ist Blatter für dieses System des Gebens und Nehmens verantwortlich, als dass er an Transparenz interessiert wäre. Noch vor einer Woche kündigte er an: «Havelange muss weg.» Er werde dessen Absetzung als Ehrenpräsident beantragen. An der Medienkonferenz nach der Komiteesitzung räumte Blatter ein, Havelange sei kein Thema gewesen.

Wer zudem derart nervös und ausweichend wie Blatter die Frage verneint, ob er von weiteren Schmiergeldzahlungen wisse, hat kein ruhiges Gewissen. Lange plagen dürfte das den Fifa-Chef nicht. Für solche Fälle hat ein guter Katholik ja seinen Beichtvater.